

ERV

Das Turmhaus

GESCHICHTE IN DREI TEILEN

von

Monika Prams-Rauner

Augsburg
2008

Gedruckt mit Unterstützung des
Kulturbüros der Stadt Augsburg

© ERV Dr. Erwin Rauner Verlag Augsburg 2008

www.erwin-rauner.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-936905-26-7

Der Freiherr	7
Schichten	23
Das Turmhaus	43

Der Freiherr

Von der Anhöhe blickt man hinunter auf das Wasserschloss, das einer Wehrburg gleicht, von den Armen der trägen Würm umfungen. Aus dem rechteckig angelegten Bau ragt der hohe Turm weit hinaus. Die Gebäude auf der einen Seite der Anlage sind sehr alte Wirtschaftsgebäude, das Gärtnerhaus und Stallungen, auf der anderen Seite führt eine schwungvolle Freitreppe zum Wohnhaus, welches das Herrenhaus genannt wird. Diese Inselanlage ist ganz umgeben von Wald und Feldern und in der Ferne erkennt das Auge eine Siedlung, aber Menschen sind nirgends zu sehen. Über den von Trauerweiden gesäumten Fluss führt eine steinerne alte Brücke zur Wasserburg.

Die Urkunden und Bücher sind im Turm verwahrt, der aus kreisrunden Räumen besteht, die durch eine spiralförmige Wendeltreppe verbunden sind. Jeder Raum hat hohe Fenster und es ist sehr hell, was mich sogleich erfreut, denn für meine Arbeit sind beste Lichtverhältnisse nötig.

Als ich an das Südfenster trete, sehe ich, dass Johann, der Diener, einen Rappen über die Brücke führt und ins Tor tritt. Im Innenhof sind die Ställe der sechs Rappen, die der Freiherr besitzt. Neben ihm geht die Beschließerin, immer trägt sie den Schlüsselbund bei sich. Sie war es auch, die mich in dieses Turmzimmer führte und sagte, ich solle hier warten.

Und nun warte ich hier, warte und warte, während Düsternis sich herabsenkt und es leicht zu schneien beginnt. In diesem mir bestimmten Zimmer sehe ich einen Frisiertisch aus der Zeit des Rokoko mit einem zierlichen weißen Stuhl davor. Ich setze mich und betrachte mein Gesicht im Spiegel, der leicht fleckig und an manchen Stellen blind ist.

Auf der Insel wachsen Akazien und fremdartige Bäume.

“Die Akazien wurden vom Freiherrn gepflanzt, weil er will, dass die Bienen aus seiner Imkerei dort sammeln und er reinen Akazienhonig erhält wie auch auf seinem Gut in Italien.“ Der Gärtner bleibt unter meinem Fenster stehen, um ein wenig zu plaudern. Seine Augen sind merkwürdig blau, sehr hell, als blicke er in blaue Blumen hinein, die sich nun spiegeln. Als ich nichts dazu sage, fährt er fort: “Der Freiherr hatte eines Tages befohlen, all dieses Moor-gestrüpp und Sumpfgewächs auf der ganzen Insel, die Büsche und Stauden, die Blaubeeren, alle Birken und Schwarzerlen, herauszureißen; dafür hatte er einen Trupp Arbeiter kommen lassen, alles musste gänzlich entfernt und von der Insel gebracht werden. Schließlich ließ er Humus in bester Qualität aufschütten, ganze Wagenladungen, und die Erde einebnen. Einebnen, befahl er, alles einebnen.“ Und der Gärtner schweigt und blickt mich mit seinen klaren Augen an. “Spuren verwischen, verstehen Sie“, sagt er, “und dann, als nichts mehr vorhanden war, kein Hälmmchen, da ließ er von seinem Gut Platanen holen und

hierher verpflanzen, so dass es den Anschein erwecken musste, als stünden sie schon jahrzehntlang an diesem Fleck, damit...”

Der Sohn des Freiherrn biegt um die Ecke und so verstummt der Gärtner und geht seines Weges, ein wenig gebeugt zwischen den Thujahecken. Lebensbäume heißen sie auch, kommt mir in den Sinn, Lebensbäume. Ich gehe hinaus in den Garten. Was ist also meine Aufgabe hier? Die Vergangenheit glätten, einebnen, sortieren und in Schubfächer ordnen, wegsperrn in einen alten Turm.

Die Platanen strecken ihre Zweige wie Arme in die klirrende Luft. Der Sohn des Freiherrn geht neben mir diese merkwürdige Allee menschenähnlicher Figuren entlang.

“Was haben Sie hier zu tun”, fragt er mich und bleibt unvermittelt stehen, blickt mich scharf an, “ein fremdes Gewächs, wie?” und er lacht merkwürdig laut und übertrieben.

“Ich soll die Urkunden und Briefe lesen und datieren, in eine Ordnung bringen.”

“Seit wann interessiert ihn das? Und wozu?” Er schüttelt den Kopf. “Johann, mein Pferd!” ruft er hinüber zu den Stallungen. Der junge Freiherr will an der Jagd teilnehmen.

Ich fühle mich stehengelassen in der Allee, wo die Bäume lebendig und bedrohlich zu werden scheinen. Die Beschließerin betrachtet die Orchideen, die an allen Fenstern des Pförtnerhauses stehen. Auf Rindenstückchen gesetzt treiben sie ihre künstlich wirkenden Blüten.

Ich kann über nichts klagen, denn es wird mir alles zur Verfügung gestellt, was ich für meine Arbeit benötige und was ich wünsche, vor allem Zeit. Niemand drängt mich, niemand kontrolliert, was ich arbeite, kein Pensum wird mir vorgeschrieben, niemand fragt nach, trotzdem weiß ich, dass der Freiherr mich aus einem der vielen Fenster beobachtet, sobald ich den Turm verlasse, zumeist am Nachmittag oder gegen Abend. Ich spüre instinktiv den Blick im Rücken wie eine Gefahr, werde wachsam, drehe mich plötzlich um, aber die Fensterfront blickt mir kahl und völlig leer entgegen. Viele schwarze Rechtecke. Die Freifrau geht mit einer brokatenen Schleppe und wunderschönen Spitzenhandschuhen, die ein wenig über ihre Handgelenke reichen, jeden Tag die Freitreppe in den Hof herunter und wieder hinauf. Auf der untersten Treppenstufe wendet sie sich um, und es ist überaus kunstvoll, wie sie die schwere Schleppe fallen lässt, mit der rechten Hand drapiert, wiederum aufnimmt, als pflückte sie eine Rose von einem niederen Strauch, dabei geht sie leicht in die Knie, ohne aber ihre steife Rückenhaltung zu verlieren. Es scheint ihre Aufgabe zu sein, das Gehen zu lernen, wieder zu lernen, die ersten Schritte, dabei den passenden Gesichtsausdruck zu finden, für den Fall, dass vielleicht einmal Besuch käme, der sie erinnerte an glückliche Jugendtage. Das Gesicht, immer lächelnd, wirkt wie eine Maske, und ich merke bald, dass sie eine perfekte Schauspielerin geworden ist im Laufe der Jahre oder Jahrzehnte. Eine Spielerin ohne Publikum, ohne Erfolg, ohne

Bühne. Sie hat mich noch nie gesehen. Von einem Fenster in der Rundung, in welcher mein Schreibtisch steht, kann ich ihre Übungen beobachten. Auf dem Treppenvorplatz bleibt sie stehen und blickt in den Park hinaus, als würde sie etwas suchen, manchmal schüttelt sie leicht den Kopf und ihre grauen gewellten Haare verlieren ein wenig die Fassung. Lange habe ich überlegt, was ihr missfallen könnte, ich weiß es nicht. Aber es ist erstaunlich, dass es im ganzen Garten keine Rosen gibt, keine Rabatten mit blühenden Blumen. Erst vor wenigen Tagen, oder sind es schon Wochen, habe ich geträumt, dass auf einer voll erblühten Rose Schnee lag, und ich wurde so traurig im Traum; diese Traurigkeit währte den ganzen Tag, als wäre jemand gestorben oder etwas Vertrautes viel zu früh verloren gegangen.

Ich werde mich nicht mehr um anderes kümmern, sondern die Briefbündel und Urkunden einsehen, die sich im Turmzimmer stapeln. Die ältesten Dokumente bezeugen bereits eine Burganlage auf dieser Insel, eine Wehrburg, in die sich im Kriegsfall die Einwohner der umliegenden Höfe flüchten konnten, da sie ohnehin abgabepflichtige Bauern waren. Diese Burg hatte bereits einen Turm an der Stelle des heutigen und einen Hauptbau. Dass alle Weiler, Dörfer, Gehöfte der ganzen Umgebung zu dieser Herrschaft gehörten, ist von alters her bezeugt, und bis heute so geblieben. Obwohl ich die alten Schriften gut lesen kann, fällt es mir sehr schwer, sie in eine chronologische Reihenfolge zu bringen.

Ich sehe den Sohn des Freiherrn zurückkommen, er reitet gerade über die Brücke, von Johann bereits erwartet, der sogleich das schwitzende Pferd an der Kandare hält. Es dämmt bereits.

Auf was habe ich mich da eingelassen? Wenn es dunkel wird, beruhigt es mich, ein Licht in der fernen Siedlung zu sehen und zu wissen, dass dort Menschen wohnen. Es ist ein so warmer Schein in der sonst völligen Finsternis des umliegenden Landes und der vom Wasser umgebenen Schlossanlage. Vor Sonnenaufgang, wenn alles undurchdringbar schwarz ist, zündet Johann das Licht im Stall an und beginnt seine Arbeit, Tag für Tag. Auch ich will mich meiner Arbeit zuwenden, um so bald wie möglich zurückkehren zu können. Aber wohin? Ich weiß nicht mehr, woher ich komme. Ich entsinne mich nur ungenau an ein Leben, bevor ich hierher kam, an eine andere Welt. Aber das ist alles so fern. Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Alle Schubladen und Schränke des Turms, Möbel, die aus gänzlich unterschiedlichen Epochen stammen und hier wie in einem Abstellraum zufällig zusammengekommen sind, enthalten Tausende von Zetteln, welche ich vergeblich in eine Reihenfolge zu bringen versuche. Dies ist doch die Aufgabe des Archivars, und ich zweifle bereits an meinen Kenntnissen, und verzweifle noch über all dem Geschriebenen, das festgehalten wurde in hoffnungsvollen Stunden, von Menschen, die für die Zukunft dachten, die in der Zukunft dachten, aber natürlich nicht ahnen konnten, dass ihre Entscheidungen, Gedanken und Pläne vielleicht nie umgesetzt, hier unter meinen Händen

endgültig verräumt und auf die Seite geschoben, eingemauert werden, bis sie zerfallen zu Staub. Ich kann nicht eine Reihenfolge erstellen, die vielleicht sogar unsinnig ist, nur weil wir uns die Zeit linear, gleichsam als Gerade, vorstellen, die aus der Vergangenheit durch uns hindurch in die Zukunft führt. Eher sind es Folien, die in uns übereinanderliegen, nicht deckungsgleich, sondern ein verwirrendes Muster von Linien ergeben, dessen Gestalt wir nicht erkennen können.

Vielleicht ist es der Plan des Freiherrn, mich zu verwirren, zum Wahnsinn zu treiben über all diesen Dokumenten, denn warum sollte gerade ich fähig sein die Wahrheit zu finden?

Ich finde keinen Anfang. Das erste Stück fehlt, die Gründungsurkunde, irgendeine Notiz über die Herkunft des Geschlechtes. Ich werde die wenigen datierten Briefe als Eckpfeiler verwenden, und die Zeit dazwischen mit den übrigen Dokumenten füllen, auch wenn eine andere Geschichte daraus wird, da niemand mehr weiß, wie es sich wirklich zugetragen hat, und selbst über die allerjüngste Vergangenheit hat jeder seine eigene Ansicht und der Sohn des Freiherrn erzählt eine andere Version als die älteste Lebende der Familie, die Schwester des Freiherrn, die von allen die "Baronin derer von Würmlingen" genannt wird.

Was also bleibt von der Vergangenheit?

Die Quellen sind zu wenige oder zu vielfältig und in keinem Fall gelingt es, ein klares und wirkliches Bild

zu bekommen. Es ist wie der Blick in ein Wasser, es zeigt zwar das Abbild, aber verschwommen, ungenau, Umrisse, die nicht greifbar sind.

Als die Platanen anfangen auszutreiben, kommt die Baronin zu Besuch. Im Innenhof hält ein Taxi und sie steigt aufrecht und hoheitsvoll aus dem Wagen.

Ich trete aus dem Turm, da sich sonst niemand im Hof zeigt, weder Johann noch die Beschließerin. Meiner ansichtig kommt sie gemessenen Schrittes auf mich zu, und bevor ich noch etwas sagen kann, fängt sie an zu fragen: "Hat er noch die Bienenhäuser, ja? Siehst du, Lena, hier verbringen wir unsere Ferien." Dabei wendet sie sich an ein kleines Mädchen, das an das Auto gelehnt dasteht.

"Wie sehr ich mich auf den Sommer freue", ruft sie aus. "Nun werden wir unsere Zimmer hier beziehen", und zum Fahrer gewandt fährt sie fort: "bringen Sie bitte das Gepäck hier hinauf." Sie deutet auf die Freitreppe, auf welcher sich nun die Freifrau zeigt. Sie hoffe auf wärmeres Wetter während ihres Aufenthaltes, sagt sie abschließend zu mir, "und nun leben sie wohl, wir sehen uns sicherlich jeden Tag im Park."

Tatsächlich lässt sie am nächsten Tag die Gartenmöbel bringen und in einer Laube aufstellen.

"Das noch dürre braune Geranke ist Geißblatt, welches im frühen Sommer einen schönen Schatten auf diesen Ort wirft", sagt sie. Sie war in mein Turmzimmer heraufgekommen.

"Der Gärtner sagte mir unlängst, dass es hier früher Birken gab", erwidere ich.

"Er weiß gar nichts. Nichts weiß er."

Und sie steht und starrt in Richtung der Platanen.
"Was wollen sie in diesen Papieren finden?" fragt sie unvermittelt.
"Ich weiß es nicht."
"Kommen sie zum Tee in die Gartenlaube?"
"Nein", sage ich, "es ist mir zu kalt."

"Der Freiherr wünscht immer nur einen Tee aus den Kräutern, die hier angepflanzt werden", sagt der Gärtner, der an meinem geöffneten Fenster vorüberkommt und ein wenig mit mir plaudert. Er sagt, und dabei ahmt er wohl den Tonfall des Freiherrn nach, denn er stellt sich in eine andere Pose, "weil ich mich nicht mit dem Luxus umgebe, der von meinesgleichen erwartet wird, kann ich in Ruhe leben, denn das karge Leben ist für die anderen uninteressant. So werde ich mit der Zeit vergessen. Nach und nach erinnert sich keiner mehr an mich und dass ich überhaupt noch lebe, sehen sie nur, wenn ich einmal im Jahr in der Kapelle bin, und nicht in meinem Gestühl sitze, sondern in der vordersten Bank. So sagt er es immer und immer wieder."

"Er geht nie mehr aus dem Haus", sagt die Baronin.
"Nie. Nichts ist mehr übriggeblieben vom vergangenen Leben. Die Vergangenheit tragen wir in uns, sie ist unsere Grundlage für die Zukunft, für das, was noch kommt. Aber wenn alles erloschen ist, wenn wir kalt geworden sind im Innersten? Jeder wird gemäß seiner Geschichte weiterleben."

Abends geht die Beschließerin die Runde und sperrt alle Türen, die es in der Wehrburg gibt, zu. Morgens, nach dem Engelnamt im Winter, das in tiefster Dunkelheit in der Kapelle gehalten wird, und im Sommer bei Sonnenaufgang, geht sie dieselbe Runde, um aufzuschließen.

Eines Tages bat ich sie, die oberste Tür im Turm zu öffnen, man hätte bestimmt einen wunderbaren Ausblick über das Land in die Weite, sagte ich hoffnungsfroh, vielleicht sogar bis zu einer goldenen Stadt, aber sie erwiderte, es gäbe keinen Schlüssel mehr für diesen einen Raum.

“Such mich!” ruft das Kind. Das Mädchen sitzt hinter einem Ribislstrauch und ruft in die vollkommene Mittagsstille hinein immer diese gleichen Worte. Einige Male ruft es so, dann ist es wieder still. Als wäre die Menschheit ausgestorben und nur dieses eine Kind zufällig hinter einem Ribisbusch verborgen übriggeblieben. In diesem seltsamen Garten, der so weit entfernt ist von dem, was man Welt nennt, wohin bisweilen zwar Geräusche dringen, Hundegebell, eine schlagende Wagentür, Geräusche, die von allem Dazugehörenden abgeschnitten sind. Jedes Gefühl und jeder Gedanke erreicht hier gewaltige Dimensionen.

Lena sucht jemanden zum Spielen, ihr ist langweilig. Die Baronin derer von Würmlingen ist in die Stadt gefahren, sie hielt es nicht lange hier aus. So kommt Lena häufig in meinen Turm, aber ich habe keine Zeit

zum Spielen. Dann sitzt sie an dem alten schönen Frisiertisch und spielt feine Dame. Sie liebt es, in all die Dosen und Kästchen zu schauen, sie tut es sehr behutsam, stundenlang kann sie sich damit still beschäftigen. Manchmal erzählt sie mir geheime Geschichten, wie sie es nennt.

“Dir verrate ich eine besondere”, sagt sie.

“Da bin ich neugierig.”

“Ich habe eine Raupe, eine grüne Raupe, die sich verwandelt, wenn keiner da ist. Dann wird sie ein Mensch.” Und sie greift in die Tasche ihrer braunen Strickjacke und tatsächlich hält sie auf der Hand eine Raupe.

“Das ist früh im Jahr, um eine Raupe zu finden”, sage ich. “Wo hast du sie gefunden?”

“Er ist eines Tages gekommen in die Scheune dort”, und sie zeigt aus dem Fenster, “und als ich hinlief, war niemand mehr da, nur die Raupe.”

“Er?” frage ich. “Wer ist das?”

“Der Prinz”, sagt sie, “ein wunderschöner Prinz mit großen braunen Augen. Ich musste ihn retten, sonst wären die anderen gekommen und hätten ihn getötet. Abends, wenn die anderen fort sind, ist er wieder da. Er sagt, er kommt aus einem fernen Land.”

“Wo ist das Land”, frage ich.

“Rund um dich herum”, und sie lacht und hüpfte um meinen Stuhl herum. “Rund um dich herum. Du bist mittendrin, wo es aufhört, ist unwichtig.”

“Ein merkwürdiger Mensch, dieser Prinz”, sage ich, und ich beschließe, Lena zu folgen, wenn sie abends zur Scheune geht.

Tatsächlich hüpfte sie in der Dämmerung vor dem Haus in aufgemalten Kreidekästchen. Hüpfend entfernte sie sich, bis sie nahe genug ist und schnell in der Scheune verschwindet. Im Haus ist es dunkel, niemand bemerkt ihr Verschwinden.

Als ich das Scheunentor öffnete, schlug mir die Dunkelheit und der Geruch nach Stroh entgegen und ich kann nichts erkennen. Ich halte den Atem an und bleibe unbeweglich an der Tür stehen. "Lena, Lena komm!" Ich weiß gar nicht, warum ich plötzlich Angst habe. Es ist doch niemand da.

"Wenn du hier bist, kann sie sich nicht verwandeln", sagt Lena. "Jetzt ist er tot, der Zauber wirkt nicht mehr." Sie hält mir ihre geöffnete Hand entgegen. Die Raupe war ein grünflüssiger Brei, sie hatte sie zerquetscht.

"Warum tust du das?" frage ich sie.

"Großmutter sagt, der Prinz ist tot." Sie hält sinnend inne, schaut auf die Raupe, dann schreit sie "tot tot tot", dass es nur so hallt im Burghof, und sie läuft davon, die Freitreppe hinauf und ist in der Dunkelheit verschwunden.

"Der Freiherr möchte Sie morgen sprechen", sagt mir die Beschließerin abends, als sie auf ihrem Rundgang alles zusperrt, "in der Bibliothek nach der Frühmesse. Er erwartet die fertige Geschichte."

An diesem Abend kehrte die alte Baronin derer von Würmlingen ohne Ankündigung von ihrer Reise zurück. Nur mit Mühe und auf Johann gestützt konnte

sie die Freitreppe hinaufgehen. Auf dem Vorplatz zwischen zwei Marmorfiguren stand die Freifrau und blickte ihr entgegen. Kalt und ohne ein Wort zu sagen. Noch spät am Abend kam Johann zu mir herüber und berichtete mir von dem schlechten Zustand der Baronin.

Johann hat es sich in einem Ledersessel gemütlich gemacht. Ich bin verblüfft, so kenne ich ihn nicht. Immer stand er in einiger Entfernung, sehr diskret, antwortete gemessen, war unauffällig und ruhig. Ich drehe mich ihm auf meinem Sessel zu.

„Ich kann kein Ergebnis vorlegen, keinen Abschlussbericht, keine klare Darstellung der Familiengeschichte von Anbeginn bis heute, es ist alles zu verwirrend und dunkel. Es gibt zu wenig klare Anhaltspunkte, und selbst diese sind nur Funken in einer unendlichen Nacht. Die Erinnerung verfälscht die Gegenwart, lässt die Gegenwart oftmals gar nicht zu, unterdrückt oder überdeckt die Wirklichkeit so sehr, dass sie uns den Blick trübt, unsere Gefühle beherrscht und unsere Entscheidungen bestimmt. Letztlich sieht jeder ein anderes und völlig verfälschtes Bild. Jedes Wort kann falsch sein, vielleicht wäre Schweigen besser, wer könnte die vielfältigen Verflechtungen der Gedanken, der geschriebenen, ausgesprochenen und der unausgesprochenen entwirren, und wer könnte den wirklichen und wahren Hintergrund und den daraus folgenden Ablauf der Taten erkennen, niemand, kein Mensch vermag das.

Ich werde nichts schreiben, keine Geschichte des Geschlechts derer von Würmlingen, lediglich die

Dokumente werde ich auflisten, die archivierten Stücke mit ihrer Signatur, eine Kurzbeschreibung beifügen, keinen Kommentar, keine Interpretation, keine fortlaufende Darstellung liefern, die notwendig füllende Lügen enthielte.“

Er lächelt und antwortet nach einer Weile. “Es werden immer mehr Fragen bleiben als Antworten. Fragen über Fragen.“ Er hält kurz inne und fährt fort: “Der Freiherr geht nachts ununterbrochen hin und her, durch alle seine Räume, etwas lässt ihn nicht schlafen, obwohl er alles unternommen hat, um zu vergessen. Er hat das Schloss umgebaut, den Garten neu gepflanzt, er hat es sich auferlegt, nur das Nötigste zu sprechen, niemanden mehr zu sehen, er gibt keine Feste und keine Einladungen. Er meidet die Gesellschaft, er will nicht erinnert werden. Aber die Erinnerung lässt sich nicht verscheuchen, sie kehrt wieder, immer wieder, die Erinnerung hebt das Bleibende hervor.“

“Was weißt du?“ frage ich ihn erstaunt.

In diesem Moment klopft es an die Tür und der Sohn des Freiherrn betritt mein Zimmer. Er beachtet mich in keiner Weise, vielmehr wendet er sich an Johann und sagt leise, die Baronin sei gerade eben gestorben. Johann erhebt sich und geht mit ihm die Stufen hinunter und hinüber in das Herrenhaus, ohne weiter Notiz von mir zu nehmen.

Am nächsten Morgen nach der wie gewöhnlich abgehaltenen Frühmesse in der Schlosskapelle werde ich von der Beschließerin in das Herrenhaus geführt.

Die Eingangshalle ist gewaltig und von geschwungenen steinernen Treppen beherrscht, die im oberen Stockwerk in einen offenen völlig leeren Saal führen. Es scheint eine Art Empfangssaal oder Festsaal zu sein, der nur zu bestimmten Anlässen möbliert und benutzt wird.

Ich frage, wo die Baronin aufgebahrt sei, erhalte aber keine Antwort. Statt dessen öffnet die Beschließerin eine Flügeltüre, die in einen düsteren Gang mündet, zu beiden Seiten führen viele Türen ab, an denen wir vorüber gehen bis wir am Ende in die Bibliothek treten. Hier lässt sie mich allein. Die Bücherschränke stammen aus einer barocken Klosterbibliothek, vermutlich zur Zeit der Säkularisation erworben, denke ich bei mir. Es gibt Lesepulte und Schreibtische, als ob hier Studenten oder Wissenschaftler arbeiten würden. Es ist merkwürdig kalt, die Schränke sind zugesperrt, man kann kein Buch entnehmen. Da kommt Johann, er fragt mich, ob ich Kaffee haben möchte, denn dieser Raum werde nicht geheizt, der beständigen Temperatur wegen, bei der sich die Bücher besser aufbewahren lassen wie schon die Klosterbibliotheken in früheren Zeiten bewiesen hätten. Er nimmt am Sekretär Platz. Der Freiherr sei beschäftigt, sagt er, ich möge im Turm auf ihn warten. Da fällt mir Lena ein, was wird aus ihr? Und wo ist die Baronin aufgebahrt? Ich habe niemanden mehr gesehen. Ich weiß nicht einmal, was passiert ist, ob die Nachricht von ihrem Tod überhaupt stimmt.

Ich weiß überhaupt nichts mehr.

In der Ferne sehe ich eine Stadt, die goldenen Dächer
flirren im Sonnenlicht, es muss heißer Sommer sein.

Schichten

Die Unruh in mir ist es, die die Zeit durcheinander geraten lässt, die Unruh ist es, die mich umtreibt, sie sollte die Zeit regelmäßig einteilen, laufen lassen, bei mir aber –

heute, Fronleichnam, bin ich frühmorgens in der Stille meines Gartens, in meinem Rosenhag.

Ich versuche, Dir einen Brief zu schreiben, aber alle Gedanken fallen in meinem Kopf zusammen, weil die Erinnerungen nicht getrennt werden können in früher oder später, sondern sich überdecken, die Wahrheit umformen, aber nicht verschütten. Und ich kann sie nur zutage fördern, indem ich Dir alles erzähle, was mir in den Sinn kommt, ob Du das Ganze verstehen kannst, weiß ich nicht, ich weiß nicht, ob ich es verstehen kann, denn ich glaube, niemand kann das Ganze überblicken, immer nur einzelne Steinchen des Mosaiks. Wörter, hingekritzelt, die Neuerschaffung der Welt.

Die Schwalben stürzen sich ins Kornblumenblau des Himmels mit offenen Schwingen.

Wenn ich ihnen zusehe, wird mir so schwindlig, bei jeder Bewegung dreht sich alles, als wäre ich auf einem Schiff im Sturm. Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht, ich fürchte jede Bewegung des Körpers, vor allem des Kopfes; wenn ich mich in irgendeine Richtung nur minimal drehe, gibt es eine Erschütterung. Alles bricht auseinander. Die Wände meines Zimmers brechen zusammen, die Menschen, die mich umgeben, sind Bewegungen, Schatten, kaum

wahrnehmbar ihre Worte, mein Gehör nimmt sie nicht wahr, die Augen sehen sie nur verschwommen und schwankend, am besten ist es, wenn ich sie schließe, wenn ich sie vor der Welt schließe, mich verschließe und nichts sehen und hören will.

Nur ruhig liegen, und dabei reißt es mich überallhin. Auf Katzenpfoten streicht die Sonne morgens um mich herum, hüllt mich in ihren goldenen Mantel, auf dass ich schwebenden Fußes den Tag überlebe, da ich nicht Schritt halten kann mit der winzigen Drehung, die die Erde vollbringt.

Jedes Jahr will ich von hier weg und immer wieder gibt es einen Grund nicht zu gehen.

Heuer kann ich nicht von meinem Garten fort, weil der Apfelbaum so wolzig blüht in überirdischem Weiß.

Ich warte auf Antwort.

Nächster Versuch eines Briefes an dich

Da wir unseren Geist haben, sind wir immer unabhängig, wir haben unser geistiges Land, unseren Ursprung im Geist. Wo wir auch wären, ich würde überall die verborgenen Winkel finden, die Höfe und Gärten, wo es blüht, die kleinen Refugien mitten in der Stadt. Wir könnten leben wo immer du willst, und es wäre überall schön, nur schön, und niemals in meinem Leben war es mir wichtig, Geld zu verdienen, und ich habe keine Rentenversicherung, überhaupt

keinerlei Versicherung, ich habe mein Leben nicht versichert und nicht meinen Tod, ich habe keine Sparbriefe oder sonstigen Wertanlagen, denn es sind keine Werte in Wirklichkeit, es sind Angsterscheinungen der Menschen, die immer bestrebt sind, ihr armseliges Leben zu sichern und ihre Zukunft und ihre Bequemlichkeit und ihren Lebensstandard zu bewahren. Dafür sind sie bereit alles zu zahlen. Aber ich bin doch völlig frei, und ich weiß, dass ich überall eine Möglichkeit finde zu leben, und ich übe mich darin, keine Angst zu haben vor dem Leben. Und ich übe mich darin, keine Angst zu haben vor dem Tod.

Nenne mir die Stadt oder ein Land, wo wir in Frieden und Ruhe schreiben und denken können, oder den Namen des Ortes, des Dorfes, am Waldrand, neben gelben Weizenfeldern, wo auch immer...

Heute mit einem Mal wie von unhörbarer Stimme gerufen weht ein anderer Wind. Die hohen gelben Sternblumen neigen sich, die Wolken fliegen dahin, die Schwalben sind schon lange fort, ich weiß nicht, wie lange ich sie nicht mehr höre und sehe, plötzlich fällt mir auf, dass der Himmel leer ist. Sehr schnell wechseln die Szenen, die Beleuchtung. Weil der Wind ein unsteter Geselle ist, ein Verwandlungskünstler in einer Geschwindigkeit, die kein Mensch jemals erreichen kann. Spielerei, die Worte kommen den Einfällen und Gedanken nicht hinterher. Ich habe es immer schon bedauert, nicht so schnell schreiben wie denken zu können. Denn während ich noch das eine formuliere, denke ich schon ein anderes. Plötzlich friert mich, der Sommer ist unwiederbringlich dahin.

Ich hätte gerne einen Ofen, den ich mit Holz füttern könnte, damit er mich wärmt. Noch singt die Grille, es klingt verzweifelt und schrill, vielleicht ahnt sie, dass sie bald sterben muss, denn der Abend ist kühler und das Gras schon feucht.

So will ich nicht enden, verstehst du, es muss etwas geschehen, ich muss mich entscheiden, ich muss einen Weg wählen, so weit ein Mensch etwas wählen kann.

Nenne mir einen Ort, wo ich leben kann.

Sag es mir oder schreibe, sprich

ein weiterer Briefentwurf

glutvolle Farben, Beerenreife, grelle Sonnenflecken auf dem Gras, die bunte Markise über der Terrasse. Wenn mein kleiner Garten blüht, mein hortulus, mein winziges Stück vom Paradies, in dem der liebe Gott spazieren geht, wenn ich ganz frühmorgens in der Stille auf der Terrasse sitze, die Tigerlilie ihre schweren Blütenaugen aufschlägt, der Rittersporn schon kerzengerade steht, um die Sonne zu empfangen mit allen Ehren, und die Vögel im Feuerdorn ihr Frühstück halten unter dem freien hellen Himmel, der immer heller wird, oder abends, wenn die Schatten sich auf die Beete legen und die Zedern von ihrem Heimweh erzählen, und der blauviolette Wacholder am Teich herb duftet nach Norden und Kühle, wenn die Rottöne verglühn und Purpur sich um die Dächer und Wolken legt weit über mir, dann möchte ich die Sonne festhalten oder hinauffliegen in diese lichte Weite und mich auflösen

im Sommerabendhimmel beim Zirpen der Grillen und dem Abendlied der Vögel, und das wäre der Tod...

Ich will lieber schreiben, das wäre das Leben. Ich will mich dem Leben zuwenden. Ich will etwas Neues versuchen...

*

Mit dem Brief in der Tasche meiner Tweedjacke, die ich das ganze Jahr trage, laufe ich hinter dem Theater bis zum Fronhof, suche einen Briefkasten, plötzlich regnet es einige dicke Tropfen auf die von der langen Hitzezeit staubigen Straßen, sie zerplatzen auf dem Pflaster und sind weg, einfach aufgelöst, nur der Staub ist an dieser Stelle kreisrund aufgeplatzt; es sieht aus, als ginge ich über die Poren eines großen Schwammes. Da es aber immer noch sehr warm ist, haben sich die Menschen nicht aus dem Hofgarten vertreiben lassen und sitzen aufgereiht auf den Stühlen oder promenieren um den großen Teich herum, in dem die Frösche ein Sonntagnachmittagskonzert veranstalten, die barocke Bischofsresidenz liegt verlassen da, brütet warm in der Sonne, die weißen Mauern träumen. Wie die Fliegen sonne ich mich an der warmen Wand neben den blühenden Büschen, da surren schwertaumelnd Käfer vorbei, Gott weiß, was sie alles zu tun haben in ihrem kurzen Leben.

*

Auf dem Küchentisch sind Stoffe ausgebreitet und Schnittmuster, mit Schneiderkreide fährt sie den

Schnitt, den sie ausgesucht hat, auf dem Stoff nach, und schneidet die einzelnen Teile aus, am Ende dieser Arbeit liegt ein Haufen merkwürdiger Formen da, was scheinbar keinen Zusammenhang ergibt, kein Ganzes, keine bekannte und damit sinnvolle Form. Ich sehe nicht, wie man sie legen müsste, aber sie lacht und erklärt und legt die Teile so gut es geht aneinander und tatsächlich, es wird ein Sommerkleid, man kann es sich jetzt in dieser Rohfassung schon vorstellen. Ich weiß nicht einmal, wie man eine Nähmaschine bedient, außerdem ziehe ich niemals ein Sommerkleid an, also wofür das Ganze, sie lacht wieder und sagt: "Lass dich überraschen." Wie hasse ich das Anprobieren, nichts sitzt und alles sticht und ich darf mich nicht bewegen, schon als Kind war es für mich das Schrecklichste; das Bild im Spiegel ist fürchterlich und hässlich und ich erkenne mich fast nicht wieder. Früher hielt ich das Stillstehen nicht aus, habe zu allem Ja und Amen gesagt, nur um wieder fortrennen zu können, auch jetzt ist mir alles egal, nur heraus aus dieser schrecklichen Hülle, wie undankbar von mir, wo sie doch die ganze Arbeit hat, was kann denn ich dafür, wenn sie mich verändern will, einen Menschen aus mir machen, wie sie sagt, man könne es ja nicht mitansehen, wie ich herumlaufe.

Ich will niemandem gefallen, ich will so sein, wie ich bin. Ich habe das noch nie verstanden, warum ich mich verstellen soll, das Spiel zwischen den Geschlechtern war mir immer rätselhaft.

“Was schön aussieht”, erwidert sie, während sie ruhig weiterschneidert, mit sicherer Hand durch die Stoffbahnen irgendwelchen mir völlig geheimnisvollen Linien folgend, “was schön aussieht, sehen die Menschen gerne an. Verstehst du das? Es ist ein Grundprinzip im Leben, ob es sich um ein Bild handelt, ein Arrangement, ein Kleid, ganz egal was, wenn es schön ist, das heißt stimmig in sich und mit der Umgebung, dann spüren die Menschen das und es gefällt ihnen.”
“Ich habe aufgehört schön sein zu wollen.”

Aber ich lasse sie verschiedene Stoffe aneinander und übereinander legen, heften, probieren, lasse alles über mich ergehen. Als sie meine ergebene Miene sieht, muss sie lachen.

*

Ende des Winters

Es war an einem Sonntagnachmittag im März, an dem es noch nicht Frühling und nicht mehr Winter ist, da ist es so still, die Menschen schlafen auf dem Diwan in ihren Stuben, selbst die alte Frau Zeit ist unversehens ein wenig eingenickt. Aus ihrem Atem entstehen Perlmutterwolken am tiefen Himmel. Die Träume verfangen sich im Gestrüpp der Weidenbüsche, heller Abend über dem Fluss. Über den Dächern der Stadt steigt das Sternbild des Frühlings empor.

Menschen sammelten sich vor einem Zauberer. Er sieht mich an, als ich vorbeigehen will und ich bleibe stehen. Sein Gesicht ist weiß geschminkt, er winkt mir und ich komme näher nach vorne. Die anderen machen Platz und es wird ganz ruhig um mich herum.

Er murmelt einige unverständliche Worte, dann fasst er mich am Hals und zieht aus dem Kragen meiner Jacke etwas heraus. Er zieht und zieht und rollt ein langes rotes Band um seine Hand, es nimmt kein Ende. Die Leute klatschen, ich denke, mein Blut ist gefroren, so kalt ist mir.

Ich flüchtete in eine enge Gasse und zu meiner Rettung lernte ich hier Slavko kennen. Er steht ruhig da und spielt auf seiner Geige. Niemand bleibt stehen und hört ihm zu. Ich aber kann stundenlang auf einer niedrigen Gartenmauer in dieser Gasse sitzen und hören. Er spielt unaufhörlich und seine großen schwarzen Augen blicken zumeist auf den Boden, in Wirklichkeit sieht er ganz ferne Bilder.

Das Telefon klingelt.

Ich träume und träume, und immer wieder brauche ich den Impuls von außen, um zurückzukehren.

“Endlich“, rufe ich, “beinahe wäre es zu spät gewesen. Komm, komm sofort.“

Ich stehe auf dem Balkon, um Ausschau zu halten, wie die Frauen früher von einem Söller Ausschau hielten, nach den Rittern, die auf aventure waren, was Krieg bedeutet gegen Drachen, fremde Völker, Heiden.

Auf dem Balkon kann man gerade zu dritt sitzen, ein wenig gequetscht, und wenn einer aufsteht, dann müssen alle aufstehen, den Tisch hochheben, die Stühle verschieben, damit man aus dem sich drehenden Rad abspringen kann auf den festen Boden des Zimmers, und so tauschen wir rundherum unsere

Plätze, je nachdem, wer das Essen holt oder die Gläser.

Ich stelle mir vor, ich sitze in einem Karussell, das sich schnell und schneller dreht, die Welt sehe ich nur verzerrt, kurzzeitig, Bruchteile von Sekunden, einen Hut, ein Gesicht, Farbflächen, alles wischt an mir vorbei und verwischt sich, es gibt nichts Genaues, Klares, Abgegrenztes, nur ein buntes Ineinanderfließen und schließlich nehme ich nichts mehr wahr außer Linien, farbigen Linien, die sich verdichten, sie laufen parallel zueinander immer im Kreis um mich herum. Gestalten und Formen haben sich aufgelöst. Und ich stoße einen Jubelschrei aus, denn ich liebe Jahrmarktstage, golddurchwirkt von der Sonne und durchweht vom Duft nach der weiten Welt und gebrannten Mandeln. Diese weite Welt möchte ich in mich hineinschlingen, aber mein Herz ist zu klein, ich bräuchte ein Herz so weit wie der Himmel und das Herz Gottes. Es ist nicht die Welt, die um mich herumwirbelt, sondern ich wirble herum, mein Geist, unstet und viel zu schnell.

“Ich werde nun gehen”, sagt meine Freundin, denn es wird noch viel Arbeit kosten bis das Kleid fertig ist. Und mit Schwung und einem Arm voll Tuch läuft sie die Treppe hinunter und ist schon verschwunden. In der Dunkelheit sieht sie aus wie eine Komet, der einen glitzernden Schweif nach sich zieht.

Die Sonne wirft gelbe Streifen durch die halbgeschlossene Jalousie auf mein Bett, frühmorgens, als ich aufwache; ich gestatte es mir heute, nichts anderes

zu tun als langsam zu sein, die aufgeblühten Zierkirschen vor dem Fenster zu betrachten, mit Slavko den Tag zu verbringen, der mein Geburtstag ist, zu reden, mir den Himmel, den himmelblauen Himmel zu Füßen zu legen, auf Wolken zu gehen, zu singen, und ohne Grund zu lachen.

Als Slavko erwacht,

„Ich nenne dich Slavko, denn so war dein Name heute in meinem Traum“, sage ich zu ihm, bekomme ich mein Geschenk, denn heute bin ich geboren, neu geboren, neu auflebend spüre ich wieder das Blut durch meine Adern fließen; ich habe den Tisch gedeckt mit dem alten von den Großeltern ererbten Service, den Tassen mit dem hellblau aufgemalten Gitter, um welches sich Erdbeerpflanzen und ihre weiterwurzelnden Triebe ranken, und der hohen weißen Kaffeekanne, die ich sonst aus Bequemlichkeit nie verwende, nur an diesem einen Tag, von den ersten warmen Strahlen der wiedergeborenen Sonne verjüngt.

„Heute noch“, sagt er, „fahren wir in den Süden.“

„Meine Arbeit“, sage ich, „meine Arbeit ist nicht fertig, ich kann nicht einfach aufhören.“

„Du musst dich einmal entfernen, um einen anderen Blick dafür zu bekommen, du versinkst sonst in den Gedankenkreisen wie in einem Strudel und bist plötzlich nicht mehr da. In die Tiefe gerissen oder fortgeschwemmt in ein offenes Meer ohne Leuchtturm und Rettungsring, und wer soll dich dann finden?“

“Sprich nicht weiter”, sage ich angstvoll, “verdunkle nicht den Tag, wenn ich mich erst mit Mühe an das Leben wieder gewöhne.”

“Kannst du dich erinnern”, frage ich, “damals, als wir von Norden kommend, in die Ebene um Verona hineinfuhren, und die Mohnblumenfelder blühten wie hinwallendes flüssiges Rot? Bis an den Himmel grenzende rote Flächen um uns herum?”

“Nein”, erwidert er, “das weiß ich nicht.” Ich spüre, wie etwas in mir zieht, an meinem Herz, als würde ich mich verwandeln und fortfliegen, schnell halte ich mich an Slavko fest, er muss mich mit seinem Blick halten, mit seinen Augen, die wie schwarze Abgründe mein Bild spiegeln, so weit entfernt, so tief, der Mund ein lebendiges Rot, ein warmes, irdenes Rot. “Was denkst du?” frage ich ihn. “Nein, sag es nicht. Sag kein Wort.”

Das Leben scheint so einfach mit ihm. Er könnte mein älterer Bruder sein. Ich brauche jemanden, der mich liebt und hasst wie sich Geschwister lieben und hassen. Wir fahren langsam, weil ich so viel schauen muss. Ich kann die schnelle Überwindung des Raumes nicht ertragen. Abends sitzen wir auf einem Platz, ein Glas Wein in der Hand, um uns herum braust ein Wortschwall, und ich verstehe nichts, kein Wort. Ich möchte ihn gerne fragen, warum er mit mir fährt, aber ich breche erschrocken ab, er scheint die Frage falsch zu verstehen.

“Ich dachte, du willst”, sagt er.

“Jaja”, beeile ich mich zu sagen, “natürlich. Natürlich gefällt es mir und ich hoffe, du unternimmst es nicht nur, um mir einen Gefallen zu tun.”

“Nein”, und er lacht wieder, und ich kann mich wieder entspannen. Denn jedes Wort entfacht Missverständnisse. Unbemerkt schleichen sie sich ein, bis sie nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind.

Als ich über die Terrasse gehe, habe ich das Gefühl, körperlos zu sein, zu schweben, nichts anderes zu sein als ein Lufthauch. Ich weiß genau, wie er dasitzt, die Beine übereinander geschlagen, die Zigarette in einer Hand, die andere lässig herabhängend, aber er wird nicht mir nachblicken, sondern zu einem anderen Tisch hinübersehen, das habe ich vorhin schon bemerkt. Ich drehe mich aber nicht um.

*

Am nächsten Tag im Auto

“Hier müssen wir abbiegen, hier”, sage ich mit Bestimmtheit. Auch ohne Landkarte habe ich einen untrüglichen Spürsinn, wenn es sich um Straßen, Wege, Himmelsrichtungen handelt. Ich finde mich an allen Orten, in den größten Städten mühelos zurecht, ich finde jede Straße, wenn ich mir einmal die Struktur einer Stadt, einer Landschaft eingepägt habe, aber niemals könnte ich sagen, wohin ich gehe, wohin mein Leben treibt. Es ist jeden Tag eine neue, vielleicht grundverändernde Katastrophe möglich, jeden Tag alles anders, völlig unbestimmt und niemals berechenbar, wohin eine Spur führt.

„Da kommst du doch ins Gebirge“, wirft er ungeduldig ein.“

„Nein, ich weiß es bestimmt, ich war doch schon einmal hier, es ist eine kleine Straße, ein ehemaliger Feldweg, nicht einmal geteert, ohne Straßenbegrenzung, kein Bordstein oder Gehweg, nur eine staubige kleine Straße.“

„Wann war das?“ fragt er.

„Es hat sich nichts verändert seitdem. Und ich will die ganz kleinen Straßen fahren und nicht die Schnellstraßen, die an den Dörfern und Städten vorbeiführen. Ich will nicht wahnsinnig schnell an einem Ziel sein. Ich will hinkommen.“

„Also gut“, lenkt er ein, biegen wir ab, „aber ans Meer kommst du hier nicht.“

„Auf Umwegen natürlich, aber es ist schöner, das wirst du sehen.“

Wegen der Mittagshitze sind alle Läden entlang der Straße geschlossen, die Häuser haben sich gleichsam hinter ihren Jalousien verkrochen. Ich gebe zu, dass es mühsam ist hier zu fahren, aber es ist weniger Verkehr.

Er murmelt etwas Unverständliches, aber wir sind viel zu müde um weiterzureden. Ich versuche auf dem unbequemen Sitz zu schlafen. Er fährt schweigend, ohne Vorwürfe, auf der löchrigen schmalen Straße weiter.

*

Heißer Sand an der Adria.

Noch sind es wenige Menschen. Der große Ansturm wird erst kommen, wenn ich wieder über alle Berge bin. Unstet, auf der Suche nach dem verheißenen Land.

Mit dem Blick auf die gefächerte Weite, die bis an den Himmel reicht, stehe ich hier. Der Sand unter dem klaren Wasser zeichnet die Wellen nach. Weit draußen am Rand des Wassers liegt ein Schiff. So wie ich hinausblicke, werden die Matrosen herübersehen. Sehnsüchtig.

Wir haben eine ebenerdige rotgetünchte Wohnung, die ganz mit Weinreben bewachsen ist. Wir kochen gerne zusammen. Nach dem Essen sitze ich am Meer, er liegt in der kühlen Wohnung und liest. Stundenlang kann ich sitzen und schauen ohne eine Bewegung. Die Menschen kommen und gehen wie Wellen. Ein Tag scheint einen Atemzug kurz zu sein, den Flügelschlag einer Möwe.

Ein Mann kniet vor dem Haus, einige Blumenzwiebeln liegen neben ihm, er harkt in der harten, staubtrockenen Erde. Manchmal besuchen wir ihn und sitzen auf der Terrasse. In der Wohnung stehen immer frische Kalla oder Rosen aus seinem Garten. Es ist kühl in diesem Raum, die hellblauen Vorhänge wehen an den offenen Fenstern im Luftzug, hier steht seine Frau und spricht zu einer Bekannten auf der Straße als gäbe es keine Wörter, nur ein einziges Wort ohne Ende. Ihre Ohrgehänge klimpern dazu. Bis sie uns bemerkt und eine Flasche Rotwein bringt. Ihr Hund kommt zu uns, ein schöner, schlanker Hund

mit großen Augen, Donna heißt sie. Ich weiß nicht, ob Donna meine Worte versteht, aber sie spitzt die Ohren und merkt, dass ich sie gern habe.

Draußen gleiten Segel auf dem tiefblauen oder grünen Wasser. Der Wind klebt mir Salz in die Haare. Ich zerfließe im gleichen Rhythmus des Wassers, das heranrollt und sich wieder entfernt, plötzlich wird es mir ganz eng und ich muss Slavkos Arm packen, um nicht unterzugehen.

“Was ist denn los?”

“Ich muss mich festhalten, damit ich nicht wegstreibe.”

*

Oft gehe ich mit Donna am Strand spazieren.

Seit einiger Zeit folgt mir wie ein Schatten ein Mädchen von etwa zehn Jahren, und so dünn, wie ich es noch nie gesehen habe. Dünn und blass und so schweigsam wie ich. Nur wenn sie mit Donna spielt, lacht sie. Wo ihre Eltern sind, frage ich sie einmal. Mit einer weiten Handbewegung weist sie auf den Strand zurück. “Irgendwo”, sagt sie, “in den Bars oder beim Baden”, sie wisse es nicht genau, abends müsse sie in das Hotel kommen, aber untertags ...

Einmal zeigt sie mir ihre Mutter, sie hat wunderschönes schwarzes Haar und das Radio neben der Liege so laut gestellt, dass sie ihre Tochter nicht hört, die unentwegt “hallo, hallo” ruft. “Lass es”, sage ich, “geh noch ein Stück mit mir, einmal müssen wir uns ja doch lösen”; so versuche ich sie zu trösten. Aber sie antwortet nicht und so schweige ich auch.

An diesem Tag laufen wir weit, weil der Wind erfrischend ist, bis zum Pinienhain. Und ich erzähle ihr von dem Gehölz Dantes, der die Zweige klagen hörte, wenn sie gebrochen werden. Weil es die Seelen der Selbstmörder sind. Vielleicht hätte ich das nicht sagen sollen, denn nun scheint sie bedrückt zu sein. "Früher haben sich die Menschen auch vorgestellt, dass in den Bäumen Götter wohnen, die verschwinden, wenn man die Bäume fällt, wie findest du das?" Aber sie nimmt keine Notiz mehr von mir.

Da merke ich, dass ihr Badeanzug nass ist und sie friert. "Du solltest schnell zu deiner Mutter zurückgehen und dich umziehen." Da blickt sie mich mit großen Augen an.

Ich denke an ihre Mutter, die sich nicht um sie kümmert, sie verkümmern lässt, und doch bringe ich sie sogleich zurück.

Ich war so müde von dem weiten Weg und schloss die Augen, ich weiß nicht wie lange. Ich träumte, dass sie und ich in den Nebel hineingingen. Unsere Fußspuren wurden vom Wasser verwischt, das darüberschlug und wieder zurückkrann. Ich hörte einen Gesang, dann sah ich sie nicht mehr, aufgesogen von Nebel und Meer verwandelte sie sich, der Sand wurde dunkel, Tang rollte darüber hin. Vielleicht folgte sie dem Vogel über das Wasser. Die Schreie des Vogels hörte man noch von weitem. Ich fühlte mich plötzlich leer, als würde eine Hälfte von mir fehlen. Wo war sie hingegangen? Warum war sie von mir weggegangen? Hatte ich nicht gesagt, sie müsse sich lösen?

Da werde ich am Arm gepackt und wachgerüttelt. Mein Freund zeigt auf das Meer hinaus. Die hohen Wellen treiben auf das Ufer zu, mit derselben Wucht schlägt das Wasser wieder zurück und strömt hinaus. Es ist, als tauche Neptun selbst mit seinem Dreizack aus den Fluten, über irgendetwas erzürnt. Und die Menschen stehen da und blicken staunend auf das aufgewühlte Meer.

“Sie ist untergegangen“, ruft er, “verstehst du, sie ist untergegangen!”

“Ich habe es gewusst“, sage ich, “ich bin schuld, ich habe es dir doch gesagt!”

“Nichts hast du gesagt, gar nichts.“

Ich stehe zu heftig auf, das Kopfsteinpflaster fällt mir auf den Kopf. Ich ertrinke in einer Lache.

*

“Du kannst jetzt dein Kleid anprobieren“, sagt meine Freundin, “es ist fast fertig. Gefällt es Dir?”

Es ist ein sehr buntes Sommerkleid, das alte Wort kunterbunt fällt mir dazu ein, aber ich sage es nicht, um die glückliche Schneiderin nicht zu beleidigen, es ist ja ihr Entwurf, ihre Idee, sondern ich sage laut, es sei ein besonderes Kleid, und das ist es wirklich, denn obschon luftig und leicht, ist es doch zugleich aus so viel Stoff zusammengesetzt, dass es in drei oder vier üppigen Volants ausschwingt, beinahe sieht es aus wie das Gewand einer Flamencotänzerin. Es ist orange und mohnrot, “es ist wirklich wundervoll“, sage ich, “aber wann soll ich es anziehen?”

Verzagt klingen diese Worte mitten in den Raum hinein.

“Jetzt, morgen, immer”, erwidert sie.

“So kann ich doch nicht auf die Straße gehen, hier, da falle ich auf, das geht nicht, es ist zu exzentrisch. Ich will nicht auffallen, ich will meine Ruhe, ich will mich hier vergraben und...”

“Das ist nicht das Leben!” antwortet sie energisch.

“Wir sind ans Meer gefahren und es war wunderschön, dann aber ist ein Mädchen ertrunken und das durch meine Schuld! Ich habe es geahnt, nein, gewusst, ich wusste, dass etwas Schreckliches passieren würde und konnte es nicht verhindern, ich konnte gar nicht handeln! Ich war zu müde, ich war so müde, dass ich mich schlafen legen musste, bis alles vorüber war. Wie könnte ich das Leben noch aushalten. Wie könnte ich noch leben!”

“Slavko”, sagt meine Freundin, “spiel auf, ja, spiel auf, wir wollen tanzen!”

“Ich kann nicht tanzen”, sage ich, aber sie lacht nur, und Slavko spielt auf der Geige und meine Freundin tanzt Flamenco und Tarantella ganz meisterhaft, und schon weiß ich nicht mehr, wo mir der Kopf steht.

“Wach’ auf!” Jemand schüttelt mich.

“Du bist wieder völlig weg.” Sagen die anderen.

Plötzlich klickt etwas.

Ich spüre es deutlich in meinem Gehirn, ein Hebel schaltet um, die Schwere im Hinterkopf verlagert sich nach vorne, ich öffne die Augen wieder und weiß

nicht, wo ich bin, wieviel Zeit vergangen ist, und es dauert lange Momente, bis ich mich finde.

Es können zwei Stunden sein, die ich fort war, oder zwei Tage oder zwei Jahre oder Jahrhunderte. Und dann sehe ich die Menschen um mich herum an, als wären sie Fremde, obwohl sie mich kennen.

Da sie mich verständnislos anschauen, weiß ich, dass ich den Faden ihres Gesprächs verloren habe, dass ich wieder so weit fortgeflogen bin und ich kann es ihnen nicht erklären. Es kann niemand verstehen.

Es ist die Krankheit, sagen die anderen, die es gut meinen mit mir, aber sie verstehen nicht, dass ich eigentlich woanders bin.

Meine Kopfkrankheit, ich weiß keinen anderen Begriff, hat mich aus der Bahn geworfen und jetzt komme ich nicht mehr in meine alte Spur hinein und finde keine neue. Ich schlittere ziemlich gefährlich und bekommen keinen Fuß auf den Boden. Aber ich war noch nie in einer geradlinigen Spur, es war noch nie anders mit mir. Die Krankheit ist eine Ausrede. Sie ist nicht etwas, was von außen zustößt, sondern von innen kommt. Aus dem innersten Kern geboren ist, der eines jeden Menschen Tod enthält.

*

Wo ich noch barfuß lief in sommerlichen Wiesen, liegt fahl und gelb das Laub erstarrt. Verhutzelte Birnen fielen in die Pfütze am Wegrand, zimtfarben verfault das Gras.

Die Steine der Hauswand sind noch sonnenwarm.

An Sonntagnachmittagen setzt das Leben aus, ein Loch entsteht im Ablauf der Zeit, die die Menschen so wohl einzuteilen wissen. Die Schlange der wartenden Taxis ist lang, die Fahrer gähnen. Nur die Tram klingelt schrill, als sie den Bogen fährt von der Frauentorstraße kommend am Ostchor des Domes vorbei hinunter in die bürgerliche Stadt. Einige müßige Spaziergänger folgen ihr mit den Blicken, bis sie um die Ecke biegt. Die Sonne sinkt hinter den Häusern wie eine riesige, feuerfarbene Scheibe, ein Disko in das All geschleudert von einem Giganten. Als sie unseren Erdwürmerblicken schon entschwunden ist, leuchten die Wolken noch tizianrot. Morgen fährt der Sonnenwagen wieder aus der Finsternis und wir bauen an dem Gebäude, das die Welt ist. Und das Leben geht seinen Gang und rollt über uns hinweg und die Dinge geschehen und wir wissen nicht wie und warum.

Immer noch halte ich den Brief in meiner Hand.

Das Turmhaus

Ich schreibe für eine Zeitung Geschichten. Sie sollen nicht wirklich sein. Meine neue Arbeit entspricht mir ganz und gar, ich gehe in ihr auf sozusagen, ich bin verwoben in meine Texte, hineingewirkt, und es gibt keine Grenze zwischen Denken und Leben.

Es war ein Tag wie jeder andere bisher gewesen ist. Die Sonne ging morgens sehr früh auf, denn es war Sommer, und sie färbte die Wolken des Himmels rot. Ich liege trotz eines langen Schlafs müde im Bett. So müde, als könnte ich noch stundenlang weiterschlafen oder zumindest träumen, als könnte ich nie mehr aufstehen und das übliche alltägliche Arbeitspensum verrichten. Wie lange müsste ich schlafen, um so energiegeladen zu sein wie manche andere Menschen? Um aufzuwachen zu einem neuen Anfang.

Ich träume davon, durch den Hofgarten zu spazieren unter den Schattenflecken der Bäume hindurch, leichten Schrittes, an den Springbrunnen vorbei in Richtung... Wohin? Da ist der Traum zu Ende. Oder auf einer der Parkbänke zu sitzen, den Springbrunnen zuzuschauen und den vorbeieilenden Menschen; vielleicht würde ich einen kennen, einen Bekannten treffen, der sich zu mir auf die Bank setzen und plaudern würde.

Ich konnte es noch so sehr wollen, es war nicht möglich, da der Tag ausgefüllt war mit Verpflichtungen. Ich konnte nicht, ohne größeren Schaden zu nehmen, aus diesem Kreis herausspringen. Und überdies habe ich ein starkes Bewusstsein von Disziplin und so werde ich aufstehen und in das Arbeitszimmer gehen

wie jeden Tag. Ich muss lediglich die Stiege hinunterlaufen in das Erdgeschoss des mehrstöckigen Turmes, dann bin ich in den Redaktionsräumen, die zugleich Bibliothek und Arbeitsraum sind. Heute kommt mir diese Stiege lang und unüberwindbar vor. Ich erinnere mich, als ich zum ersten Mal dieses Haus betrat, aber ich hätte nicht sagen können, wann das gewesen war, wieviel Zeit dazwischen liegt.

Das Licht fiel flach über die Dächer und so entstand in der Ferne ein milchweißer Dunst, als ob viele große Spinnennetze in der Luft hingen. Ein Hauch von Lavendel wehte vom Vorgarten herüber. Das Blumenbeet brach in vielen Rottönen auf, späte Rosen, Dahlien, Astern, Zinnien. Es schien ungepflegt wie der dahinterliegende Garten, den man einsehen konnte, wenn man ein Stück weiterging am Zaun entlang. Die Eingangspforten und das Gitter waren überwuchert von hellblauen Wicken, die süß dufteten. Ich stand an dem alten eisernen Gitter.

Langsam zog ich es auf und ging auf dem Kiesweg zur Tür, die nur leicht angelehnt war, denn im Erdgeschoss befindet sich die Redaktion der Zeitschrift "terra", wo viele Leute aus- und eingehen. Ein kühler Geruch nach altem Treppenhaus schlug mir entgegen, ich betrat den schattigen Flur, nur einige Sonnenstrahlen drangen durch das Fenster, ein Pfauenauge gaukelte an ihnen entlang. Die Sinne wurden schläfrig in diesem dumpfen Nachmittagslicht. Hinter der Treppe lagen Geranientöpfe und viele Blumenzwiebeln.

“Der Gärtner ist vor einem Jahr gestorben”, erklärte mir ein Mann, der aus der Redaktion trat. Seine Wohnung, ganz oben, sei frei und für den neuen Mitarbeiter gedacht, der dann auch ein wenig im Garten arbeiten könne.

Langsam stieg ich die gewachsenen knarrenden Holzstufen hinauf. Ich wollte immer nur höher gehen, höher und höher, bis alles verschwunden war und weit unter mir lag. In der Wohnung ließ ich alles beim Alten, die Küche mit den dunklen Möbeln und dem alten Herd, das Regal mit den Töpfen und den großen bunten Tassen. Nur Bilder hängte ich auf, und an das große Fenster, das nach Westen gerichtet war, stellte ich den Schreibtisch. Im angrenzenden Zimmer stehen die Bücher bis zur Decke, die Bücher, die mich vor der Wirklichkeit schützen, die geistige Welt, die mich birgt.

Heute ist es im ganzen Haus still, als wäre es ein Sonntagmorgen, ich höre keine Stimmen, keine Türen knallen, merkwürdigerweise höre ich auch keinen Straßenlärm wie sonst, wenn die Stadt langsam erwacht.

Das erinnert mich an die Sommersonntage der Kindheit, wenn frühmorgens die Tauben auf dem Dach gurrten, und die Sonne durch die Ritzen der Jalousie fiel, wenn man dalag und wusste, dass draußen ein blauer heißer Sommertag begann und man später im Schatten der Büsche und Bäume sitzen und lesen würde. Wenn einen diese Vorstellung mit aller Kraft hinauszog und man den ganzen Tag nicht einen Schimmer von Müdigkeit verspürte. Und jetzt! Jetzt

habe ich nicht einmal die Kraft mich zu erheben. Lediglich die Vorstellung davon. Ich weiß, ich müsste mich jetzt erheben, ich sehe es deutlich vor mir, wie ich aufstehen, mich anziehen würde, aber ich kann nicht den Gedanken entsprechend handeln. Es läuft vor meinen Augen ab wie ein Film, es besteht nur in meinem Kopf. War es bisher so gewesen, dass ein Gedanke die Handlung nach sich zog, so lief das Gehirn nun weiter, ohne dass etwas geschah, ohne dass der Muskelapparat sich in Bewegung setzte. Und ich denke dabei an Gott, der die Welt dachte und sodann erschuf. Welch ungeheurer Energieaufwand musste dafür nötig gewesen sein, dass der Gedanke eine solche Kraft entfesselte. Der Tat gewordene Gedanke. Die Idee und die Ausführung. Das hing bis jetzt zusammen, aber nun klafft ein Riss zwischen Gedanke und Handlung weiter und weiter auseinander. War es ein Energieschwund, war es die Weigerung etwas auszuführen, was man nicht mehr wollte?

Ich liege hier und denke und kann nichts tun.

Da höre ich im Nebenzimmer das Faxgerät anlaufen. Also ist doch jemand tätig an diesem Sommermorgen. Es rattert einige Zeit erschreckend laut, dann ist es wieder totenstill. Jetzt könnte mich die Neugierde packen nachzusehen, wer eine Nachricht schickt. Aber mir ist das heute morgen einerlei. Ich wünschte mir zweihundert Jahre in einer Höhle zu schlafen, einen langen Winterschlaf lang. Ist heute nicht sogar Siebenschläfertag? Sieben Wochen lang bleibt das Wetter so, wie es heute ist. Sieben Wochen lang ein

heißer Sommermorgen. Warum fährt heute keine Trambahn und keine Autos?

Da ich hoch oben wohne in diesem Turmhaus, sehe ich nur den blauen Himmel, wenn ich aus dem Fenster schaue, nicht einmal einen Baum. Ich weiß nur, dass ich schon sehr lange hier wohne.

Handeln heißt leben, also muss ich etwas tun. Etwas zwingt mich, diesen Tag endlich zu beginnen.

Erschöpft lasse ich das Blatt sinken, ich weiß nicht was ich schreiben soll. Es ist, als wäre mein Gehirn leer-gelaufen, ich blicke in den Spiegel, ist mein Kopf überhaupt noch da?

Ich werde alle e-mails löschen, die Telephone ausstecken, damit ich unerreichbar bin. Wieso ist es so eiskalt, mitten im Sommer?

Im Frühling, ja, da gibt es solche Stunden, in denen die wenigen Blätter, vom Winter übriggelassen, eine Eiskrone aufhaben. In der Morgensonne glitzert der nächtliche Reif, später am Tag schmilzt er und die Stängel, die eben noch stark waren, sinken faulig und müde um. Für kurze Zeit ist es warm, bevor alles wieder erstarrt und gefriert, wenn die Kälte anzieht. Zu dieser Zeit sind die Zweige und die Erde noch kahl, in den schattigen Winkeln des Gartens liegt zusammengefallener Schnee, der taut und so aussieht als würde er bald in nichts aufgelöst sein, und doch eisig und hart ist. Es waren immer so viele Kinder in den Gärten, kaum dass die Sonne schien. Warum sind jetzt keine Kinder in den Gärten?

Ich müsste aufstehen und die Blumen gießen.

Das Leben verwelkt, verdorrt. Hinter einer Mauer zu sitzen und keine Laute mehr wahrzunehmen, die Vögel nicht und das Schreien der Kinder nicht, wie schrecklich. Wo sind heute die anderen?

Eine schwarze Wolke kommt am Himmel näher, es sind Krähen, Totenvögel, Vorboten des Winters. Es ist schon lange her, da habe ich die bereits laublosen Sträucher geschnitten. Obwohl Mitte November, war es warm und der Himmel wasserblau. An den Forsythien blühten einige gelbe Knospen auf. Ein Zeichen für bevorstehendes Unglück, würden die alten Leute sagen. Aber wir glauben nicht mehr an Zeichen. Zumindest hätten wir bemerken müssen, dass etwas aus der Bahn gerät. Aber wir sind ein dumpfes Geschlecht, das nicht hört und nicht sieht. Das Licht wob Goldfäden zwischen die leeren Zweige. Unter den Zwetschgenbäumen wird der Kaffeetisch gedeckt. Aus geblühten, goldgeränderten Tassen, die aus Urgroßmutter's Besitz stammen, dampft der Kaffee. Der Himmel ist kobaltblau wie Meißner Porzellanblümchen. Wer kann mir zeigen, wie man eine Holzhütte baut? Die Kinder wollen eine Holzhütte bauen unter den Tannen und sie mit Moos auslegen für den Winter, vielleicht kommt ein krankes Reh, verirrt aus dem Wald, sagen sie, dann könnte es dort schlafen.

Wenn die Sonne nicht scheint, bin ich tot. Wenn die Mücken im Spätsommerlicht über den Büschen tanzen, die Blätter transparent zu sein scheinen, der Herbst Lichtfäden in die Luft spinnt, spüre ich mich leben, bis die Sonne gesunken ist hinter den schattenden

Häusern. Dann werde ich kalt und starr, einer Schlange gleich.

Der Redakteur kommt und fragt, was ich gearbeitet habe. "Ich habe die Sträucher geschnitten und ein Holzhaus gebaut für ein krankes gehetztes Reh, für ein fast zu Tode gehetztes Reh."

Was ich geschrieben habe. "Über einen kobaltblauen Himmel, so blau wie die alten Tassen." Er mustert meinen Schreibtisch mit den unübersehbaren Haufen von Papier und schüttelt den Kopf.

"Ich flüchte mich in diese Beschreibungen", sage ich, "weil ich die elenden Menschen nicht beschreiben will, ich will kein Wort verlieren über ihre Armseligkeit, ihre Trauer, ihren Schmerz, ihre Gebrechen."

"Schweigen bedeutet Untergang", erwidert er hart.

"Es könnte ein Denkfehler sein", sage ich. "Früher hat das Denken genügt, um zu sein. Heute soll ich schreiben, um meinen Platz zu behaupten. Warum muss ich um meinen Platz kämpfen? Warum kann ich nicht einfach sein? Genügt es nicht mehr zu denken?"

"Das genügt nicht", sagt er, "da passiert nichts, da kommt die Menschheit nicht weiter, da entwickelt sich nichts, da bleiben wir immer beim Alten. Willst du das?"

"Entwickelt sie sich im Denken nicht?" frage ich. "Entwickelt sie sich im Kopf oder in der Tat?" Der Redakteur winkt ärgerlich ab.

Die wenigen Sonnenstrahlen wandern im Zimmer, der Wind rüttelt an der Tür und am Fenster, und wenn ich den Blick hebe, sehe ich den leergefegten Himmel.

Das Hüpfen der Kinder auf dem Kopfsteinpflaster. Die Sonnenstrahlen in den kleinen Hinterhöfen der Altstadt. Der knallblaue Himmel.

Über der Welt.

Der Tag endet überirdisch blau, als wäre die Unendlichkeit ein leichter schwebender Lufthauch, nicht mehr.

Am besten wäre es, nicht zu denken, besser gesagt, sich nicht bewusst zu werden, einfach zu leben, es den Lilien und Sperlingen gleich zu tun. Welche Mühe kostet es mich jeden Tag nur das Lebensnotwendige zu tun. Ich müsste jetzt unbedingt den Garten gießen, solange die Sonne noch nicht ganz heiß ist, die Hortensien mit den vielen Knospen und die Rosensträucher.

Aber ich kann nur denken, nichts tun. Ich kann heute keinen einzigen Artikel schreiben, die Zeit rast mir davon, sie eilt vorbei ohne nach uns zu fragen.

Jetzt duftet es aus der Küche. Also ist die alte Frau gekommen, wie immer, wie jeden Tag, und kocht bereits. Du lieber Gott, es kann doch nicht schon Mittag sein? Wenigstens ist ein Mensch da, einer, der etwas tut. Ich werde zu ihr hinuntergehen und ihr zuschauen, das ist immer noch besser als alleine hier zu liegen.

“Ich bin froh, dass sie da sind“, sage ich zu ihr. “Sonst ist heute niemand da.”

Sie rührt in der Schüssel den Teig. "Erzählen sie mir etwas", sage ich, "vielleicht kann ich daraus einen Artikel machen, ich soll heute noch etwas schreiben. Etwas aus ihrem Leben, ja?"

Sie schüttelt bedenklich den Kopf. "Ich weiß nicht", sagt sie, "ob das jemand hören will."

"Ich werde einen Spaziergang machen", sage ich, "bis zum Mittagessen bin ich zurück."

Ich gehe so gerne diese endlos lange schnurgerade Straße hinauf, wenn sie im Sonnenschein daliegt wie ein goldener Fluss. Wenn es die Augen blendet, wenn man gar nichts mehr sehen kann, so hell ist es. Die Häuser und die Kirche so weiß und leuchtend.

Er wird in einer Stunde wieder da sein und ich habe nichts, kein Wort, auf dem Papier. Ich schaue in die Auslagen eines Antiquariates, um den Stein der Weisen zu finden, ein alter Reiseführer nach Spanien liegt da. Man könnte natürlich eine Reise beschreiben, die Kultur, die Landschaft, das wäre alles unverfänglich, weil es nicht oder kaum mit den Menschen zu tun hat, das bisschen Geschichte könnte man überspringen und dafür auf besondere Restaurants hinweisen, das interessiert doch die Leute.

Ich denke an einen Punkt irgendwo am äußersten Ende der Welt auf den letzten Klippen des alten Europa. Kurz bevor man ins Meer fällt, wo die Erde und das Wasser flach und unendlich scheinen und doch gekrümmt sind.

Das sei eine gute Idee, meint er später am Nachmittag. "Beschreibe eine kleine Reise von Ort zu Ort, wo man

nachlesen kann, welche Kirche dort steht, welche Sehenswürdigkeiten es gibt, wo man gut essen kann, damit man Konkretes in der Hand hat, Informationen. Nicht zu lang, natürlich, nur das Wichtigste."

"Du lieber Gott, was ist das Wichtigste?" frage ich.

"Was einem hilft, wenn man in der Fremde unterwegs ist, das Praktische."

"Weißt Du", frage ich ihn, "wieso es im Sommer so kalt ist?"

"Es ist doch gar nicht kalt."

"Aber es geht ein sehr kalter Polarwind", erwidere ich.

"Mir tut die Haut weh, es ist, als würden mich tausend Nadeln stechen."

"Weißt du noch", sagt die alte Frau, die mit uns ihren Kaffee trinkt, "im Winter bist du mit blaugefrorenen Fingern vom Spielen heimgekommen und da war der heiße Kaffee gut, kein echter Kaffee natürlich, nur Kaffee-Ersatz. Wir waren wahre Überlebenskünstler, wir haben gespart, wo es nur ging. Das musste man ja, wenn man am nächsten Tag noch etwas haben wollte, und nicht einmal das war sicher."

"Das ist lange vorbei", sagt der Redakteur. "Stören Sie uns bitte nicht länger."

Die alte Frau geht zur Terrassentüre hinaus und streut Körner für die Meisen, die sie sehr liebt. Es kommen sehr viele bunte Vögel, darunter ein Stieglitz, manche habe ich noch nie gesehen.

"Es gibt nichts mehr zu besprechen", sage ich, "ich werde versuchen zu schreiben."

Zuerst war ich diese Weite ungewohnt, da ich einen so starren Blick auf den Boden hatte. Nun lebe ich im Anblick des strahlenden Blau, das manchmal durchkreuzt wird vom Flug eines Vogels oder einer Schar Krähen, die jeden Winter von Russland her kommen. Nur wenn sehr starker Föhn ist, wird am Horizont das silberne Band der Berge sichtbar. Wenn ich am Fenster stehe, blicke ich hinunter auf viele Dächer mit ihren Schornsteinen, verwinkelt und alt, und niemand würde meinen, in einer modernen Stadt zu sein.

Die alte Frau sitzt auf dem Sofa und strickt, eingesponnen in einem Lichternetz, das durch die Tür hereinfällt. "Halte den Wollknäuel", sagt sie, "damit ich ihn entwirren kann."

"Letzte Nacht", sage ich, "ist mir eine Hand erfroren. Und die Kälte zieht weiter hinauf zum Herzen."

Um diesen Spanienführer zu schreiben, muss ich heute selbst dorthin aufbrechen, den Ort wechseln, was für mich mühselig und schwer ist, weil mich die Schwerkraft so stark festhält wo ich bin, dass ich mich kaum bewegen kann, als hätte ich Wurzeln, und dann bin ich an so vielen Orten und doch nirgends.

Der Redakteur fährt mich persönlich zum Flughafen, er meint, sicher ist sicher. Er hat immer Angst, dass ich fliehe. "Aber an keinem Ort der Welt entkomme ich den Menschen, nicht wahr?" Und ich blicke ihn von der Seite an. "Also ist jede Flucht sinnlos. Völlig sinnlos. Ich wüsste ja gar nicht wohin."

Er grinst. "Dann ist es ja gut", sagt er. "Jeder muss seine Aufgabe erfüllen."

"Was ist meine Aufgabe", frage ich.

“Du hast nicht viel Zeit“, sagt der Redakteur. “Du musst so schnell wie möglich die Route abfahren und das Nennenswerte notieren, ausmalen, beschreiben, eine Dolmetscherin wird dich dort abholen, sie heißt Margaritta.“

“Der Flug ist geändert worden“, sagt er nach dem Blick auf die Übersichtstafel. Er bringt mich bis an die Sperre, ich lasse mich von ihm schieben, an den Leuten vorbei, er schleppt meine Reisetasche. Meine Bücher und das Schreibzeug habe ich immer im Handgepäck, viel ist es nicht, aber ich lasse es nicht aus der Hand, es ist das Wertvollste, das mir bleibt, geblieben ist von allem, und da stehe ich nun, werde weitergeschoben und dann hebe ich ab.

Am Flughafen werde ich von Margaritta, der Dolmetscherin abgeholt, sie bringt mich mit ihrem Auto zu einer Pension in der Innenstadt. Da es glühender Mittag ist, sind kaum Menschen zu sehen, die Jalousien geschlossen, wir fahren an dem langen Stadtplatz entlang, der einer Arena gleicht, die Steine sind so hell und blendend weiß in der Sonne, rundherum ist er von Bürgerhäusern umgeben; die kleinen verglasten Erker kleben an den Fassaden, sie erinnern mich an die Brücke eines Schiffes, jeder hat seinen Ausguck auf den Platz. Margaritta plaudert deutsch und spanisch durcheinander, sie erklärt mir alles von Anbeginn der Geschichte dieser Kleinstadt, über die Feste und Heiligen, die Fiestas in der Sommernacht, über die Menschen, die hier leben, sie weiß einfach alles über jeden. Ein Straßenfest wird vorbereitet; “zuerst wird eine

feierliche Prozession abgehalten“, sagt sie, „der Heilige wird durch die Straßen getragen, danach feiert das Volk bis in den frühen Morgen.“

„Warum?“ frage ich.

Sie blickt mich an, „es gibt keinen Grund“, sagt sie, „man feiert eben.“

Von diesem Moment an verachtet sie mich, sie schweigt, hält mich keines Wortes mehr für würdig.

Kurz darauf hält sie an, „hier ist deine Pension, und treffen“, sagt sie, „werden wir uns später.“ Danach braust ihr kleiner roter Fiesta durch die leere sonnen-glühende Straße davon.

Fiesta

Arabische Tänze, die heiße Wüste, die Säulen und Spitzfenster der maurischen Gebäude, die weiten steinigen Ebenen, die sich auf meine Haut, meine Netzhaut, mein Gehirn prägen wie Siegelstempel, wie Brandzeichen.

Wenn ich mit Margaritta auf einer Fiesta bin, dann ist sie sogleich von vielen ihr bekannten und unbekanntem Menschen umgeben. Die Frauen hier sind stark und grell geschminkt. Wenn sie lachen, ist ihr Mund fast so groß wie das ganze Gesicht und sie gleichen Fischen, die nach Luft schnappen.

Alles ist extrem in diesem Land. Das Leben wird bis zum Äußersten gelebt, jedes Fest ist übermäßig, der Tanz, der Lärm, das Gelächter, die Heftigkeit des Liebens; das Leben und der Tod fallen unter dieser Sonne in eins zusammen. Die Hitze des Tages lähmt wie der Stachel des Skorpions, treibt das Gift zum Herzen, in den Kopf, und abends bricht alles aus, was

tagsüber aufgestaut wurde. Jede Nacht im Sommer ist Fiesta.

Nur ich entziehe mich diesem Leben, indem ich dasitze, von niemandem beachtet, als gäbe es mich nicht. Wo ich auch immer bin, es ist nur ein kleiner Teil von mir da. Alles Übrige ist Sehnsucht nach Erlösung, nach jemandem, der mich packt und schüttelt, so dass ich zu mir kommen könnte, mein überdeutliches Bewusstsein verlieren würde, aus dieser kalten Hülle fiele, und plötzlich leben könnte wie die anderen auch.

Man soll leben ohne zu denken, sagt Margaritta, einfach das Leben leben so wie es kommt. Das geht mir durch den Kopf, als ich das Adagio höre aus dem Concerto de Aranjuez von Rodrigo. Am Morgen nach der durchlärmten Nacht sind nur wenige Leute unterwegs. Der Gitarrist übt und übt das Adagio auf einem Podium, das sie mitten auf der Plaza in dieser kleinen Stadt aufgebaut haben.

Er übt noch ohne Orchester und ich sitze alleine auf der Plaza und höre den losgelösten Teilen zu, die der Vervollständigung durch die anderen Musiker bedürfen. Auf einem Balkon sitzt eine alte Frau und hört zu wie ich.

Der Gitarrist, einer der sonnenverbrannten, hageren jungen Männer, hat aufgehört zu spielen. Ich betrachte ihn. Er hat ein sehr markantes, erstaunliches Gesicht, ich frage mich, warum der Menschenschlag hier so harte, stahlharte Augen hat.

“Warum sitzt du immer nur da“, fragt er mich. Einen Fuß auf dem Stuhl, stützt er sich auf seine Gitarre und blickt mich herausfordernd an. “Du musst tanzen.”

“Ich kann nicht tanzen“, sage ich “und warum sollte ich jetzt tanzen?“ Er lacht und zieht mich vom Stuhl hoch.

“Komm mit“, sagt er, “ich kenne ein Café, hier in der Nähe. Es wird schon zu heiß.“

Ohne Widerspruch folge ich ihm. In dem kühlen Café sind viele versammelt, die gestern nacht auf der Fiesta waren. Margaritta ist auch hier. Sie schaut mich überrascht und neugierig an, ein spöttisches Lächeln um den Mund. Ich merke, dass sie noch betrunken ist. Einige blicken kurz auf, wenden sich dann wieder dem zu, der sie gerade in den Armen hält. Der Gitarrist umfasst mich. Er will mich an den Tischen vorbei drängen, weiter hinter in den Raum. Mit einem heftigen Ruck reiße ich mich los.

Ich laufe durch viele Gässchen, die alle gleich aussehen, ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin. In der Hitze des Mittags ist alles wie ausgestorben. Um unzählige Ecken laufe ich und höre immer die Schritte hinter mir, atemlos komme ich auf der Plaza an. Wo soll ich denn noch hinlaufen? Es ist hier sengend heiß und es gibt keinen Schatten. Das Pflaster glüht unter meinen Füßen. Es brennt durch meinen ganzen Körper. Mit einem Sprung hat er mich erreicht.

“Jesus Maria“, schreit die alte Frau auf dem Balkon schrill und hysterisch.

“Jesus Maria!“ Immer wieder.

Warum spielt das Orchester plötzlich so laut? Es waren doch gar keine Musiker da.

Aber jetzt sehe ich sie kommen, in einem langen Zug schreiten sie auf die Plaza, in weiße Kutten gehüllt, die Gesichter mit spitzen Hutmasken ganz verdeckt.

Ich spüre seinen heißen, salzigen Körper auf mir, er bedeckt mich ganz vor der Sonne, dem Geschrei ringsherum, dem Lärmen der Musiker, das immer lauter wird, bis ich denke, mein Kopf zerbricht.

In einem Kreis stehen sie um mich herum, da steht auch Margaritta mit ihren Freunden und lacht aus vollem Halse.

Die Maskierten reißen mich von ihm los, sie schleifen mich durch alle Gassen der Stadt, ich spüre meine Füße nicht mehr, so heiß ist es.

„Jesus Maria“, rufen die Frauen.

Es ist eine lange Prozession. Der Heilige in seinem gläsernen Schrein wird um den Platz herumgetragen.

An den Straßenrändern steht das Volk und betet.

Seit Wochen hält die Hitze das Land in seinem Bann. Das Meer singt mit glitzerndem Atem und sein Lied erhebt sich über das Land, ein eintöniger, tiefer, berauschernder Klang, der Schwellen und Sinken, Leben und Tod, Werden und Sterben zu einer gleichmäßigen Bewegung verbindet, ein Lied, das teilnahmslos hingehet über Jahrhunderte, das gleichgültig ist gegen den Menschen. Der Gesang schwillt an und verebbt, verlockt, ihm nachzuhören, nachzufolgen in unendliche Tiefen. Kein anderer Laut ist weithin zu vernehmen als das Brechen des Wassers an den steilabfallenden

Klippen. Niemand bewohnt dieses Land, außer alten Fischern, die einsam sterben in ihren Hütten. Niemand erträgt die Gleichgültigkeit dieses Gesangs, die Herausforderung der Ewigkeit. Niemand hätte der Gier widerstehen können, sich in den Strudel der Willenlosigkeit zu versenken. Mit dem Tosen des Meeres maßen sich die Menschen, erprobten ihre Stimme, um es mit ihren Worten zu übertönen, sie erkämpften sich jede Welle und sie zerrann unter ihren Händen und zurück blieb nichts. Der Mensch siegte, doch er starb und ging ein in die ewige Gleichgültigkeit.

Weiter im Süden wird das Ufer flacher, das Wasser lächelt in einer Bucht und verbindet sich mit Stein und Sand. Es wirft Muscheln und Tang und Kostbarkeiten vor die Füße der Menschen. Es verleiht ihnen Macht und Glanz, es wird eitel und verliebt sich in die ruhigen Abende.

Leise plätschernd hat es seine Stimme verloren. Diese tückische Falschheit können die Menschen ertragen. Hier bauen sie Dämme und Häuser und Handelsplätze und wagen es, am Ufer entlang zu spazieren. Sonntags winken sie hinaus in die Unendlichkeit und jubeln den auslaufenden Schiffen zu. Hier blühen Orangen, Oleander und Rhododendron und es wird auf den Plätzen getanzt bis in den Morgen hinein.

Ich aber betrete das Land in einer Stadt, die an der felsigen Küste liegt; hier stinkt es nach Öl und Tang und Fisch, hier schlurften alte, dicke Frauen, hier balgen sich schmierige Kinder. Obwohl man mich hier als Fremde erkennt, schenkt man mir keine Aufmerksamkeit. Hier herrscht die Gleichgültigkeit zwischen

den Menschen. Die Männer gehen zum Fischfang oder in die Fabrik, die Frauen in die Kirche. Die Zeit steht still, es geschieht nichts.

Aus einem Haus sah ich ein Gesicht mir entgegenblicken und ich wusste nicht, war es tot oder lebendig. Einsame, uralte Kirchen fand ich zwischen Feldern und stachligem Gestrüpp, alte Scheunen und Hütten. Einzig der Wind, der die Türen sachte bewegt, der überall wohnt. Und über allem blendend heißer Himmel. Im Altarraum der dunklen Kirche kaum zu erkennen das Bild des Jüngsten Gerichts. Nur der Mond bleibt am Himmel bestehen, alles hat der Drache mit seinem Schwanz hinweggefegt. Und über dem Drachen steht, die ganze Wand einnehmend, Maria, in den offenen Himmel entrückt, die Menschen aber fallen in den Höllenschlund.

Am nächsten Morgen ist der Himmel stahlblau und hart. Von ihm grenzt sich das Meer ab in tiefem Smaragdgrün. Unter mir sehe ich es gelb und meine, das sei der Sand. Ich könnte jedoch nicht sagen, wo ich stehe. Dort unter mir das Wasser – ich kann den Abstand nicht bestimmen. Manchmal meine ich, die einzelnen Sandkörner zu sehen, aber das kann nicht sein, es ist mir fern und fremd. Dieses Wasser, seine Kraft und Unnachgiebigkeit zwingen mich, immerfort hinabzublicken.

Wahrscheinlich stehe ich oben am Leuchtturm. Ja, der Leuchtturm, das weiß ich nun wieder, steht hoch über dem Wasser auf einem Felsen und ich oben bei dem Licht.

Allein bin ich hinaufgestiegen mit einer Möwe in der Hand, denn der alte Mann auf dem Turm ist schon lange tot. Ich ließ die Möwe wieder los, dieses Wärme, aber sie flog nicht fort. Sie saß auf dem Geländer und ertrug meinen Blick, ich muss sie lange angeschaut haben.

Nun denke ich mir tief unten im Wasser ein Haus. Schwarz und grün sollten die Wände sein und ich würde viele tausend Spiegelscherben hineindrücken, die von der Erde durch das Wasser kommen. Ich sehe, wie die glitzernden Splitter in mein Haus wirbeln. Jeden fange ich auf und setze ihn an seinen Platz. Manchmal betrachte ich mich darin, aber mein Bild ist mir fremd.

Eines Tages sehe ich, dass dort, wo das Blau des Himmels und des Meeres aneinandergrenzen, genau an dieser Linie, kleine weiße Kästchen stehen, in denen die Menschen sind. Dort wohnen die Fischer.

Ich umhülle meinen Kopf mit Tang und Muscheln und Getier und wenn das Meer in der untergehenden Sonne flimmert, komme ich zu ihnen. Die Landzunge, die das Meer vom Himmel trennt, ist von Klippen umgeben und hochgewölbt mit Gesträuch überwachsen. Jeden Tag bin ich da, aber es zeigt sich niemand. Leer ziehen die Wolken und im Wasser zeigt sich kein Abbild und ich fürchte, die Klippen spalten sich und springen entzwei. Das Meer hat die Menschen aufgesogen, sie sind zu schwach.

Auf der anderen Seite des Landvorsprungs, wo das Meer eine spielerische Bucht geschaffen hat, hier haben sie Dämme gebaut. Als ich sie das erste Mal sah,

lachte ich und wagte, hereinzukommen. Aber nur selten komme ich hierher, denn ich brauche die Tiefe. In der Nacht fahren die Fischer mit ihren Netzen aus. Nächtelang betrachte ich sie, ihre gefurchten Gesichter, ihre tiefliegenden runden und dunklen Augen, ihre vom Arbeiten harten Hände, ihre gebückte Gestalt, die doch so stolz ist. Ich liebe ihr Lachen, dieses freie, glückliche Lachen. Sie sehen mich nicht. Der Schein ihrer Lampen ist zu schwach. Was im Dunkeln liegt, sehen sie nicht. Die Menschen hier sind Sonnengeschöpfe.

Im Morgengrauen, wenn sie zum Fischmarkt gehen, tauche ich hinab in mein tiefes, zersplittertes Haus. Einmal jedoch ging ich nicht zurück, sondern wartete auf die Sonne.

Wie graue Seide fallen die Netze. Lichtlose Garne hängen über den erdbraunen Pfählen, zwischen Dunkel und Licht, Nacht und Tag, eine Elfenstunde. Sie beginnt zu flimmern, zu rauschen, zu beben, die Farben werden immer fester und, wie von starker Hand geschüttelt, treiben sie auf mich zu.

Da sehe ich eine junge Frau, ganz in Schwarz gekleidet, aus einem Haus treten. An ihrer Hand führt sie eine Alte. Sie setzt sie auf einen Stuhl an der weißen Wand. Die alte Frau sieht auf die Bucht hinunter und wiegt langsam ihren Körper hin und her. Wieviele Jahre, wieviele Menschenalter machen sie es so? Ich lebe nicht bei ihnen, sondern im freien, wilden Wasser.

Als ich näher heranschwimme, trägt mir der Wind ihre Worte zu.

Sie war allein, denn die anderen schliefen im Schatten der Boote und dürren Bäume, nur Kinder liefen die Gasse hinab.

“Wo fährst du hin? Immer denselben Weg. Die Straße, sie endet nicht. Kennst du sie nicht? Die Straße durch kahles Land? Häuser stehen der Straße entlang, zwischen den zugezogenen Läden blicken tausend Augen hervor. Die Hunde tun nichts. Die Hitze hält sie in schweren Ketten. Zu den Häusern gelangst du nicht! Die Fische kommen zurück. Siehst du sie nicht in der silbrigen Nacht auf den Bäumen? Es ist das Licht deiner Kerze, das alles tanzen lässt. Du musst ruhig sein, ruhig wie ein Baum. Horch, er singt eine alte Weise, gelernt vom Urbaum.”

Ich bin zu nahe herangeschwommen und nun regen sich die Menschen. Ich schaffe mir Wellen und trage den Schaum in den Haaren und langsam tauche ich hinab in mein Spiegelhaus.

Jeden Tag warte ich nun auf die alte Frau. Sie wird hinausgeführt auf ihren Stuhl, da sitzt sie, bewegt sich langsam hin und her und schweigt und starrt auf das Meer. Plötzlich steht sie auf, allein, geht zögernd einige Schritte, schnell und schneller geht sie hinab zum Meer, zur täuschenden, glatten, glitzernden Ebene auf dem unendlichen Weg zum Horizont.

Ich spüre wie die Hitze nun Zeichen in meinen Körper brennt. Ich war zu lange an der Oberfläche. War es die kleine Brücke, auf der ich stand oder der äußerste Punkt des Dammes? Vom Leuchtturm sehen die Fluten aus wie ein aufgerissenes Fischmaul. Es kann mich niemand gesehen haben, das Licht zieht mich plötzlich

so stark an. Ich ergreife den warmen Stein, er ist rot, vielleicht geht die Sonne gerade unter, ich freue mich, dass es Abend wird, denke nicht mehr, nichts, sehe nur Farben um mich, nein, noch einmal sehe ich euch, Inseln des Lebens, des Lichtes, das zu fassen mir nicht möglich war.

Einmal war ich ein Vogel, schillernd und leicht und angstlos genoss ich die Lüfte, die mich trugen in alle Höhen, aber ich habe den Spruch, die Formel vergessen, die mich verwandelt und ich weiß nicht, ob ich sie jemals kannte oder ob es die Winde waren, die anders standen. Je mehr ich denke, desto mehr zieht der Tang sich fest und das Rauschen und Dröhnen um mich wird unerträglich.

Langsam treibe ich dem Boden zu. In nichts versinkend, fest verschlossen und über mir nichts mehr, lasse ich, gekrümmt, mich fallen.

Ich wähne mich am Boden, da ist ein Ton, ein Sphärenton, ich gebe mich ihm hin, eingenommen vom höchsten Ton werde ich langsam nichts, zerfließe und bin nicht mehr.

In der Form eines Kreises verteilt sich der Meeresschaum, der meine Krone war. Da zerplatzen auch die einzelnen Bläschen.

Still liegt die Insel des Lichts.

Zuletzt komme ich in ein Dorf, das ich auf keiner Karte finden kann. Die verfallenen Steinhäuser kleben am Berg, so dass man sie von weitem kaum erkennt. Das Dorf schien mir zuerst ganz verlassen zu sein. Zypressen stehen am Berg, sonst gibt es nur Stein,

gelbbraunes Geröll, aus dem auch die Häuser gebaut waren vor unzähligen Jahren. Der Weg führt eine enge Straße hinauf, steil zwischen zerbröckelnden, lehmigen Mauern, Toreinfahrten, an einer offenen Metzgerei vorbei, wo das Vieh herumliegt unter surrenden Fliegen, enger und steiler hinauf unter dem meerblauen Himmel, im Schatten der Häuser bis zur Spitze des Berges, wo kahl und einsam die Dorfkirche steht in einem Unkrautfeld, das der Friedhof sein soll. Hier weht plötzlich ein kühler Wind, vielleicht vom Meer, das in der Ferne am Horizont sichtbar ist als schmaler Strich. Die Straßen sind leer, nur streunende Hunde und Katzen laufen um mich herum.

Da bemerke ich, dass aus einzelnen Fenstern Gesichter blicken, die so alt scheinen wie das Dorf selbst. Sie blicken gleichgültig und gelassen.

Die Kirchentüre öffnet sich und langsam kommt eine Frau heraus, in schwarze Wolltücher geschlungen, so dass das Gesicht kaum zu erkennen ist, sie geht über den Platz direkt auf mich zu, beachtet mich aber nicht und so muss ich ihr weichen, die ihren Weg seit Jahrhunderten gleich geht. Die Glocke beginnt, schwer und unregelmäßig zu schlagen und jeder Schlag ist wie die Posaune des Jüngsten Gerichtes.

Im Café erkundige ich mich nach einem Haus, das ich kaufen, und wo ich bleiben könnte.

Ich betrete das alte Herrenhaus hinter dem Friedhof, inmitten eines verwilderten Parks. Die Räume sind hoch und feucht, sie gleichen eher Lagerräumen mit kleinen Fenstern.

Es wurde Abend. Die schwüle Stille verwandelte sich in ein dunkles Tier. Ich stand in der großen Küche, in der noch ein alter Tisch und ein Kasten standen, alle anderen Zimmer waren leer. Ich versuchte am Herd ein Feuer zu machen, aber es war nichts dafür da. So setzte ich mich auf die Truhe. Wenn ich aufstand, musste ich aufpassen, dass ich nicht in die Spinnennetze lief, die durch die Zimmer hingen und jede Nacht dichter wurden. So lebte ich wochenlang. Nichts veränderte sich. Nur der Garten fing an üppig zu blühen. Es waren wilde Pflanzen, die der Wind einst hierhergetragen hatte.

Man muss auf den Blick gefasst sein, den man von hier aus hat: hinaus in die schwirrende unendliche Weite bis ans Meer, das in der Ferne in Himmel übergeht. Den Hang hinunter wachsen hohe alte Bäume, die sich in der Ebene zu einer einzigen grünen Landschaft vereinen. Auf der anderen Seite geht es durch Wiesen in die steinigen Berge hinauf. Niemand kommt dort vorbei außer im Frühsommer einige Schaf- und Ziegenhirten mit ihren Tieren. Niemand kommt in dieses am Berg gelegene Haus, weil es niemand kennt, so gut ist es im wuchernden Garten verborgen.

Die Leute verkaufen aus ihren kargen Gärten und Feldern und sie nicken grüßend.

Manchmal kam Juan, der mit seinem Motorroller in das nächste Dorf fuhr, um Kaffee einzukaufen und das Nötige zum Leben. Freitags kam er mit seinem Gefährt und brachte mir meinen Korb. Dann saßen wir in der hohen Küche beim Kaffee, zwei in der Leere des Raumes verlassene Gestalten und er erzählte, was er gehört

hatte, doch er erzählte nicht, sondern er bildete Klänge und Silben, und dann schwiegen wir wieder.

Das Sprechen kam mir sonderbar vor und ich ließ die Worte gerne versanden, wie Wasser in der Wüste, einfach verschwinden im Raum, ich sah sie wie Seifenblasen über unseren Köpfen zerplatzen. So lebte ich jahrelang, jahrhundertlang.

Juan half mir das Haus zu renovieren. Allmählich wurde das Haus wunderschön und verdiente wirklich seinen Namen. Die alte Fassade strahlte in hellem Gelb und der Stuck an den Zimmerdecken kam schwungvoll zum Vorschein. Wir waren verliebt in jeden Raum und in die Aussicht aus jedem Fenster und auf unsere geheimen Gartennischen. Juan war mir so vertraut geworden, dass ich dachte, ihn schon immer gekannt zu haben. Ich erinnerte mich nicht mehr an eine andere Zeit.

Plötzlich sprachen die Leute nicht mehr mit mir, sie wollten mir auch nichts mehr verkaufen. Sie sagten, sie hätten selbst nicht genug. Ich sah kein freundliches Kopfnicken, vielmehr misstrauische Blicke, hass-erfüllte. Juan kam nicht mehr. Er sei in die Stadt gegangen, sagten die Leute. Er wolle nicht mehr in dieser Einöde leben.

Die Worte wurden kümmerliche Laute in der Stille, geschrumpfte Klänge.

Jetzt wäre es wieder Zeit für mich gewesen zu fliehen, so wie ich immer wieder den Ort wechseln muss, um den anderen zu entgehen. Es ist besser, wenn mich niemand kennen lernt. Wenn ich nur kurz verweile und dann wieder fort und vergessen bin.

In dieser Nacht erhob sich plötzlich ein wildes Geschrei. Ich sah einen Zug Menschen den Hang heraufkommen zu meinem Haus. Ich trat an das Fenster in der Küche. Es waren die Frauen des Dorfes, die stampfend und wütend durch den Garten kamen. Sie schrieten etwas, das ich nicht verstehen konnte. Es klang wie ein wilder Gesang. Der Gedanke kam mir an ein dionysisches Fest. Sie lachten beim Schein des Feuers. Dann brachen sie durch die Tür. Ich sah das rote Weinlaub, das sie abgerissen hatten. Sie zerfleischten ihre Beute und sangen und tanzten in wilder Gier. Als der Tag anbrach, wälzte sich das Tier gesättigt und müde den Berg hinab. Krieg hing im Raum und hallte von allen Wänden wider.

Krieg Krieg Krieg Krieg

Die alte Frau hat den Faden abgeschnitten. Sie ist auf dem Sofa eingeknickt und antwortet nicht. Das Zimmer ist ganz von Spinnweben durchzogen.

Und ich liege hier und kann nicht aufstehen, obwohl ich es denke und denke.

Wenn ich nicht mehr weiß, wie ich leben, und das heißt überleben soll, wenn ich so wie bisher nicht mehr weiterleben will, dann ...

Ich muss wieder eingeschlafen sein, denn jetzt ist es dunkel. Es ist Nacht geworden. Keine Sonne scheint. Die Sonne ist untergegangen und kommt nicht mehr. Wir sind alle unbeweglich geworden, gefroren, in alle Ewigkeit eingefroren und kein Frühling wird mehr kommen.

Es ist alles zu Eis geworden.